

№ 42. 1891.

Funken unter der Asche.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

So sah es in dem Herrenhause von Nanten aus, als Clemens Müllenhoff's einziges Kind in dasselbe zurückkehrte. Was unten im Dorfe jeder barfüßige Junge wußte, das hatte auf irgend eine Weise auch seinen Weg in das Pfarrhaus finden müssen, und so war Helene Müllenhoff in der denkbar grausamsten Form davon unterrichtet worden, daß man oben das letzte Besitzthum ihres Vaters von Gerichtswegen zum Verkauf bringe.

Es war gewiß eine harte Neuigkeit für ein in verschwenderischem Ueberfluß aufgewachsenes achtzehnjähriges Mädchen; aber sei es nun, daß sich Helene der ganzen Tragweite des niederschmetternden Ereignisses nicht sogleich bewußt zu werden vermochte, sei es, daß sie etwas von der starren, unbeugsamen Natur ihres Vaters hatte, genug, sie war weder in Ohnmacht gefallen, noch in ein verzweifeltes Weinen ausgebrochen. Ohne dem freundlichen Pfarrer und seinen Angehörigen irgend eine Mittheilung zu machen, war sie in den Nebel hinausgelaufen, auf dem wohlbekannten Wege nach dem Schlosse zu.

Sie hatte weder Hut noch Mantel angelegt, und als sie endlich unter dem Portal des Herrenhauses stand, zum Athemschöpfen nach dem allzu raschen Laufe gezwungen, da war nicht nur ihr Kleid von der feuchten Herbstluft benetzt, sondern auch ihre Wangen und das schimmernde blonde Haar, das in zwei dicken Flechten weit über ihren Nacken herabfiel.

Das Unglück wollte, daß eben eines von den Mädchen mit verweinten Augen aus dem Sterbezimmer die Treppe herunter kam. Als sie des jungen Fräuleins ansichtig wurde, schlug sie mit einem lauten Aufschrei die Hände zusammen und rief mit all' jenem Mangel an Geistesgegenwart, welche Leuten dieses Bildungsgrades in kritischen Augenblicken eigen zu sein pflegt: „Ach, Du lieber Gott, gnädiges Fräulein, welch' ein Unglück — welch' ein schreckliches Unglück!"

Die großen, stahlblauen Augen in dem schönen bleichen Mädchenantlitz nahmen einen seltsam starren, entsetzten Ausdruck an, aber sie sprach kein Wort und that keine Frage. Einmal nur athmete sie tief auf wie Jemand, der eine schwere Last gewaltsam von sich abschütteln will, dann eilte sie an dem Mädchen vorüber die Treppe hinauf, und schon in der nächsten Minute lag sie neben der entseelten Hülle ihres unglücklichen Vaters auf den Knieen.

Der Arzt, welcher am Schreibtisch gesessen hatte, um die unvermeidlichen Förmlichkeiten abzuthun, war bei ihrem hastigen Eintritt rasch aufgefahren; aber es war zu spät gewesen, sie zurückzuhalten und sie in schonender Weise auf den Anblick vorzubereiten, welcher ihrer wartete. Nun war es zwecklos und überflüssig, auch nur ein einziges Wort der Erklärung zu sprechen, denn die Thatsachen redeten ja mit nur zu grausamer Deutlichkeit für sich selbst.

Aber wenigstens die müßige Neugier und die aufdringliche plumpe Theilnahme gleichgiltiger Menschen sollte der Beklagenswerthen in diesen ersten heiligen Augenblicken eines grenzenlosen Schmerzes fern gehalten werden. Der Arzt gab den Dienstboten einen nicht mißzuverstehenden Wink, sich zu entfernen, und hinter dem Letzten von ihnen verriegelte er die Thür des Gemaches.

Dann näherte er sich der regungslos in ihrer knieenden Stellung Verharrenden und sagte leise, indem er sich zu ihr herab beugte, in einem so zarten und herzlichen Ton, wie man ihn bei seiner sonst etwas derben und rauhen Art aus seinem Mund kaum

O weh! Nach einem Gemälde von H. Karow. (S. 331)

hätte erwarten sollen: „Fassen Sie Muth, Fräulein Helene!“

Die Angeredete hob ihr Antlitz zu ihm auf. Es war nicht mehr Farbe darin, als in demjenigen des Todten, und die weitgeöffneten, thränenlosen Augen hatten einen unsäglich verzweiflungsvollen Ausdruck.

„Sie sind es, Doktor Hilmer!“ sagte sie mit fast klangloser Stimme. „Waren Sie bei ihm, als er starb?“

„Ich kam leider zu spät, wenn ich auch der Erste war, der ihn fand.“

Helenens Busen hob sich in rascheren Athemzügen. Es wurde ihr unverkennbar unsäglich schwer, die zweite Frage zu thun, welche ihr auf dem Herzen lag.

„Und ist er — freiwillig — gestorben?“

Hilmer schlug für einen Moment vor ihrem durchdringenden Blick die Augen nieder.

„Es war Niemand bei ihm in seiner letzten Stunde,“ sagte er ausweichend, „und es ist wohl anzunehmen, daß — ein Herzschlag —“

Gegen seinen Willen wurde seine Stimme unsicher, und Helene wußte, was die Schuld daran trug. Sie stand langsam auf, ohne seine Unterstützung anzunehmen; dann aber reichte sie ihm ihre schmale, weiße Hand.

„Es wird Ihnen schwer, eine Unwahrheit zu sagen, Doktor Hilmer, und es bedarf dessen auch nicht,“ sagte sie mit einem Ausdruck, dessen Herbheit lauter für die Qualen ihres Herzens zeugte, als ein Strom von Thränen. „Ich danke Ihnen, daß Sie edel genug sind, sein Andenken vor den Leuten zu schonen. Nun aber halten Sie sich nicht länger an diesem Unglücksort auf um meinetwillen. Warum sollten Sie allein mich nicht verlassen, da mich doch alle Anderen verlassen haben — sogar mein eigener Vater.“

Hilmer hielt ihre Hand fest und führte das junge Mädchen mit sanfter Gewalt zu einem Sessel, an dessen Seite er stehen blieb.

„Richten Sie Ihren armen Vater nicht, Fräulein Helene! Er muß schwer gekämpft haben, ehe er keinen anderen Ausweg mehr vor sich sah, als den, der in das Jenseits führt. Beweinen Sie ihn, aber zürnen Sie ihm nicht. Sie sind zu jung, um die Erbärmlichkeit der Menschen zu erkennen, welche ihn gleich tausend Anderen in den Tod getrieben.“

In den stahlblauen Augen flammte es blitzartig auf.

„Die Erbärmlichkeit der Menschen? — O glauben Sie mir, Doktor Hilmer, ich kenne sie gut genug! Er hätte mich nicht allein lassen sollen — nein, das nicht! Ich würde das Elend mit ihm getheilt haben wie die Schande! Aber er war feige und warf die ganze Last von sich ab auf meine Schultern.“

„Befreien Sie Ihr Herz von dieser unnatürlichen Bitterkeit, Fräulein Helene,“ bat er ernst. „Die Größe Ihres Schmerzes macht Sie ungerecht. Sie werden weder Elend noch Schande zu ertragen haben.“

„Sie meinen es gut, Doktor! Aber die Thatsachen widerlegen Ihre Trostgründe. Heute verkauft man das letzte Werthstück aus unserem Besitz, und morgen werde ich nichts Anderes sein, als eine Bettlerin ohne Eltern und ohne Heimath.“

„Nein, das werden Sie nicht! Sie sehen die Verhältnisse düsterer, als sie sind. Und selbst wenn Sie mit Ihrem trüben Kopfschütteln Recht behalten, Fräulein Helene, so wird es Ihnen doch nicht an Freunden fehlen, auf die Sie sich stützen können in guten wie in schlechten Tagen.“

„Freunde? Wo sind sie? Wenn sie heute nicht da waren, wann sonst könnten sie sich einfinden? Zeigen Sie mir die Freunde, die meinem armen Vater beistanden in seiner Verzweiflung, dann will ich Ihnen glauben.“

Doktor Hilmer zerzauste seinen kurzen Vollbart. Er sah, daß jeder von den wohlfeilen Trostgründen, die bei einem solchen Unglück die nächstliegenden waren, wirkungslos abgleiten mußte an dem frühreifen Verstande dieses Mädchens, und doch sah er aus, als wenn er die Hälfte seines Lebens darum geben möchte, diesen starren, bewegungslosen Ausdruck von ihrem schönen Gesicht zu verscheuchen.

Er schwieg eine kleine Weile, wie wenn er ihr auf ihren bitteren Einwurf nichts zu erwiedern wüßte; dann aber faßte er sich ein Herz und sagte, wenn auch unter mehrmaligem Räuspern und mit vor Verlegenheit rauh klingender Stimme: „Und selbst wenn Sie sich da nicht in einem großen Irrthum befänden, Fräulein Helene, selbst wenn Sie keinen anderen Freund hätten, so weiß ich doch eine brave alte Frau, die Sie von ganzem Herzen lieb hat, und der kein größeres Glück widerfahren kann, als für Sie sorgen zu dürfen wie eine Mutter. Wollen Sie es nicht einmal vorerst mit dieser alten Frau versuchen?“

Helene zauderte mit der Antwort, aber der starre Ausdruck ihres Antlitzes begann sich doch zu lösen.

„Meinen Sie Ihre Mutter, Doktor Hilmer?“ fragte sie endlich leise.

„Ja, Fräulein Helene, die meine ich! Ich glaube, Sie müssen sich ihrer noch gut erinnern von jener Zeit her, wo ich unten im Dorfe meinen Wohnsitz hatte. Sie waren damals beinahe täglich in ihrem Hause.“

Helene nickte, und es schien wie eine Erinnerung an zahlreiche, sorglos glückliche Stunden vor ihrem Geiste aufzusteigen.

„Ich hatte sie sehr lieb! — Aber nein, so gut Sie es auch mit mir im Sinne haben, es ist unmöglich!“

Noch rücksichtsloser als vorher mißhandelte der Doktor seinen kurzen Bart.

„Und warum ist es unmöglich, Fräulein Helene? Haben Sie für den Augenblick einen besseren Zufluchtsort — wohl, so ist kein Wort mehr darüber zu verlieren, und ich selber will Sie auf der Stelle dahin führen. Hier aber dürfen Sie nicht bleiben, und wenn ich Sie mit Gewalt entfernen müßte.“

Fast verwundert blickte sie zu ihm auf, denn obwohl sie ihn seit den Tagen ihrer frühen Kindheit kannte, hatte sie ihn doch kaum jemals so erregt und eifrig sprechen hören.

Wie sie aber in seine warmen, treuherzigen Augen sah, da überkam es sie mit einem Male wie eine unfagbar wohlthuende Gewißheit, daß sie doch noch einen Freund auf der Welt habe, einen Freund, dem sie unbedingt vertrauen und sorglos folgen könnte bis in den entlegensten Winkel der Erde.

„Aber was würde Ihre Mutter sagen, wenn Sie mich ihr so unerwartet und ohne alle Vorbereitung in's Haus bringen wollten. Müßte sie nicht ein so trauriger Gast all' ihrer Ruhe und Bequemlichkeit berauben?“

„In unserem Hause ist Raum genug für einen lieben Gast, und am Herzen meiner Mutter nicht weniger,“ erwiederte er einfach, „Sie wird nichts Anderes empfinden, als Freude und Stolz, daß Sie sich vertrauensvoll gerade zu ihr gewendet haben.“

Wieder bot sie ihm die feine weiße Hand, die so zierlich war und so kalt, als wäre sie von Marmor gebildet.

„Ich danke Ihnen, Doktor Hilmer! Ich bin bereit, mit Ihnen zu gehen.“

„Und gleich jetzt — ohne jeden Verzug — nicht wahr?“ fragte er eifrig. „Was Sie für Ihre eigenen Bedürfnisse aus Schloß Ranten mitzunehmen wünschen, kann Ihnen ja durch Ihr Mädchen später überbracht werden. Ich lasse Sie noch für einen Augenblick allein, um meinen Kutscher zu instruiren und um dafür zu sorgen, daß Ihnen bei der Abfahrt nicht die Dienerschaft mit ihrer Neugierde lästig falle. In fünf Minuten aber hole ich Sie ab.“

Er ging eilig hinaus, und Helene verstand sehr wohl, daß er zartsinnig genug war, sie nicht bei ihrem letzten Abschied von dem todten Vater durch seine Gegenwart stören zu wollen. Und sie wußte ihm dafür vielleicht nicht weniger Dank, als für das hochherzige Anerbieten seines Schutzes. Kam doch erst jetzt, als die Macht der ersten trotzigen, verzweiflungsvollen Bitterkeit gebrochen war, ihr heißer kindlicher Schmerz zu seinem vollen Rechte.

Nie hatte ein gütigerer und liebevollerer Vater gelebt, als es Clemens Müllenhoff in den Tagen des Glückes seinem Kinde gewesen war, und niemals auch hatte ein innigeres Verhältniß zwischen Vater und Tochter bestanden, als zwischen ihnen.

Nur während der letzten Monate war etwas zwischen sie getreten wie ein Schatten, wie eine unsichtbare Schranke, die sie verhinderte, in der alten hingebungsvollen Offenheit und Herzlichkeit miteinander zu verkehren. Vielleicht war Helenens Verschulden daran nicht geringer gewesen, als das seinige; jedenfalls aber hatte sie beim ersten Anblick seiner entseelten Hülle die qualvolle Empfindung gehabt, daß er den letzten unglückseligen Schritt niemals gethan haben würde, wenn nicht jene unbegreifliche Entfremdung zwischen ihnen gewesen wäre.

Nun aber war das Alles vergessen. Helene hatte keinen Vorwurf mehr, weder für sich selbst, noch für ihren beklagenswerthen Vater. Nur der Schmerz, der ungeheure, schrankenlose Schmerz über seinen Verlust hatte Besitz ergriffen von ihrem Herzen, und wie sie jetzt abermals neben dem Ruhebette niedersank, auf das man die Leiche des einst so viel beneideten Schloßherrn von Ranten gelegt hatte, da stürzten die Thränen heiß aus ihren Augen, und unter lautem Schluchzen kam es immer und immer wieder über ihre Lippen: „Mein Vater! Mein armer, theurer, geliebter Vater!“

Nicht fünf Minuten, sondern fast eine Viertelstunde später klopfte Doktor Hilmer leise und bescheiden an die Thür des Sterbezimmers.

„Nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, Fräulein Helene,“ bat er, als die Weinende sich erhob. „Zwingen Sie sich nicht, einen Schmerz zu unterdrücken, der nur zu berechtigt ist. Der könnte nicht Ihr Freund sein, der das von Ihnen fordern wollte.“

„Wie gut Sie sind, Doktor Hilmer,“ flüsterte sie unter Thränen zu ihm aufblickend, „und gerade um Sie habe ich es am wenigsten verdient, denn ich fürchte, ich bin manchmal recht unartig und rücksichtslos gegen Sie gewesen.“

Er antwortete ihr nur durch einen Händedruck, der so kräftig war, daß sie unter anderen Umständen wohl einen Schmerzensruf nicht zu unterdrücken vermocht hätte. Dann deutete er auf einen Mantel und einen Hut, den er sich von Helenens Zofe hatte einhändigen lassen.

„Es ist kühl und naß draußen, Fräulein Helene. Sie werden dieses Schutzes bedürfen.“

Sie äußerte keinen Wunsch mehr, noch länger an dieser Stätte zu verweilen. Widerspruchslos ließ sie es geschehen, daß Hilmer, der zu solchen Verrichtungen nicht eben sonderlich geschickt erschien, die schützende Hülle um ihre Schultern legte, und mit der innigen Vertraulichkeit eines Kindes legte sie nach einem letzten thränenverschleierten Blick auf den stillen, bewegungslosen Mann, der ihrem Herzen so theuer gewesen war, ihren Arm in den seinigen.

Hilmer hatte seine Vorkehrungen mit gutem Erfolg getroffen. Weder auf der Treppe noch im Vestibüle des Schlosses zeigte sich ein einziges neugieriges Gesicht. Kein Laut schlug an Helenens Ohr. Es war, als ob zugleich

mit dem Besitzer von Ranten auch alles Lebendige im Hause gestorben sei.

Draußen war der Herbstnebel noch dicker und schmutziger geworden, als zuvor. Außer dem Wagen des Doktors, der in seinen unbestimmten Umrissen wie eine unheimliche, formlose Masse erschien, konnte Helene keinen einzigen Gegenstand ihrer Umgebung erkennen.

Vielleicht aber war gerade dieser Umstand darnach angethan, ihr das peinvolle Scheiden vom Vaterhause zu erleichtern. Sie sprachen nicht miteinander, während er sie in den Wagen hob, und auch nach dem Beginn der Fahrt, als sich Helene fröstelnd in die Polster geschmiegt hatte, machte Doktor Hilmer keinen Versuch, das Schweigen zu brechen.

Der Auktionator aber oben im Festsaal des Schlosses setzte während all' dieser Zeit unermüdet seine Thätigkeit fort. Seine Scherze freilich hatte er eingestellt, denn die Neuigkeit von der tragischen Katastrophe im anderen Flügel hatte inzwischen auch bis hierher ihren Weg gefunden, und es war merklich stiller geworden bei der Versteigerung von des todten Mannes letzter Habe.

Aber das „zum Ersten — zum Zweiten — zum Dritten“ klang noch immer fort, und selbst die schaurige Majestät des großen Würgers, dessen Nähe die Versammelten spürten, wie wenn ein eisiger Hauch über sie hinweggegangen wäre, hielt die Händler nicht ab, ihren Vortheil wahrzunehmen, wo sie eine Möglichkeit dazu zu erblicken glaubten.

3.

An der freundlichsten Straße der kleinen Kreisstadt lag Doktor Hilmer's Haus. Es war freilich von schmucklosem Bau und einstöckig, wie die meisten anderen in seiner Nachbarschaft, aber grüne Epheuranken kletterten, zu einem dichten Teppich ineinander gewoben, an der weißen Mauer fast bis zur Dachrinne empor. Ein wohlgepflegter Blumengarten breitete sich vor der Vorderseite des Häuschens aus, und gerade da, wo der draußen auf der Straße stehende uralte Kastanienbaum das hochgewölbte Schutzdach seiner vollbelaubten Zweige über den Garten streckte, befand sich eine gar lauschige und schattige Laube von Flieder und wildem Wein.

Da drinnen konnte man an dem kunstlos gezimmerten Tische stundenlang sitzen, ohne daß von außen her ein anderer Laut die sommerliche Stille gestört hätte, als der tiefe Klang der Thurmuhr von der nahen Marienkirche, und das Zwitschern der kleinen Vögel, die da oben in der geheimnißvollen grünen Dämmerung der alten Kastanie ihr munteres Wesen trieben. Selten nur hallte der Schritt eines Vorübergehenden von dem Pflaster der Straße wider, und es war ein ganz ungewöhnliches Ereigniß, wenn einmal mit schwerfälligem Dröhnen und Rasseln ein Wagen vorüberpolterte.

So traulich still und friedlich war es auch an jenem sonnig-hellen Julitage, an welchem Doktor Hilmer zum ersten Male seit langer Zeit eine Reise in die Hauptstadt unternommen hatte. Jene anmuthig feierliche Nachmittagsstimmung, wie man sie eben nur in einem freundlich gelegenen Landstädtchen kennt, hatte sich über Haus und Garten und Straße gebreitet, und kaum wäre ein lieblicheres Plätzchen zu sorglosem Träumen zu ersinnen gewesen, als die umschattete Laube, vor welcher fleißige Bienen und buntfarbige Falter um die Blüthenkelche auf den schön gehaltenen Beeten flatterten.

Aber die schwarzgekleidete junge Dame, welche da drinnen mit in den Schoß gefalteten Händen auf dem leichten Korbsessel saß, zwischen dem dichten Blättergewirr hindurch unverwandt hinaus schauend auf die stille Straße, war sichtlich nicht gestimmt, sich von süßen Träumereien gefangen nehmen zu lassen. Auf ihrem schönen Antlitz prägte sich vielmehr deutlich genug eine lebhafte Spannung und Unruhe aus, und mehr als einmal hob sich ihre Brust in einem ungeduldigen Seufzer.

Sie mochte wohl auf verschiedene Art versucht haben, sich über die leidige Marter eines spannungsvollen Wartens hinwegzuhelfen, denn auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch und eine Handarbeit. Aber die Gedanken waren beim Lesen immer zu einem anderen, weitab liegenden Gegenstand gewandert, und eine unbezwingliche nervöse Unruhe hatte die schlanken Finger unfähig gemacht, die Nadel mit der gewohnten Geschicklichkeit zu führen. So hatte sie denn eines nach dem anderen aufgegeben und schon seit mehr als einer halben Stunde den Blick nicht mehr von der sonnenbeschienenen menschenleeren Straße verwendet.

In den neun Monaten, welche seit ihres Vaters Tode verflossen waren, hatte sich Helene Müllenhoff's äußere Erscheinung in mehr als einer Beziehung merklich verändert. Ihre Gestalt hatte sich noch schöner entwickelt, und das Roth der Gesundheit lag auf ihren damals so bleichen Wangen. Nur das goldschimmernde, fast überreiche Haar und die sammetartig glänzenden stahlblauen Augen waren ganz unverändert geblieben, wenn auch die letzteren jetzt mit einem wesentlich anderen Ausdruck in die Welt hinaus schauten, als an jenem unglückseligen Tage.

Nun wurde der Klang eines kraftvollen Mannesschrittes draußen auf der Straße vernehmlich. Helene horchte hoch auf und dann sprang sie mit einer hastigen Bewegung empor, denn sie war nicht mehr im Zweifel, daß der Näherkommende der so lange mit Sehnsucht Erwartete sei. Bis an die Gitterthür des Gartens eilte sie ihm entgegen, und als Doktor Hilmer der schlanken schwarzen Gestalt inmitten des leichten Grüns ansichtig wurde, beschleunigte auch er seinen bis dahin etwas schweren und langsamen Gang.

„Sind Sie endlich — endlich da?“ rief sie mit bebenden Lippen, noch ehe er nahe genug war, um ihr seine Hand entgegenstrecken zu können. „Verzeihen Sie mir, Doktor Hilmer, daß ich keinen anderen Willkommensgruß für Sie habe: aber Sie können nicht ahnen, in einer wie fieberhaften Erregung ich auf Ihr Kommen gewartet habe.“

„Ich sehe es Ihnen an, Fräulein Helene,“ erwiederte er mit dem nur halb gelungenen Versuch, einen leichten, scherzhaften Ton anzuschlagen. „Aber Sie thaten Unrecht daran, der Sache eine gar so gewaltige Bedeutung beizulegen. Das sieht ja fast so aus, als ob Ihre ganze Seligkeit von dem schnöden Mammon abhängig wäre.“

Er hatte ihre wirklich fieberheiße Hand in der seinigen behalten, und Helene durch den kleinen Garten nicht in das Haus, sondern zu der Laube zurückgeführt. Die Unruhe, mit welcher sie seinem Erscheinen entgegengesehen hatte, schien durch sein Benehmen nur noch mehr gesteigert zu werden.

„Warum sagen Sie mir nicht sogleich, wie der Prozeß geendet hat, Doktor Hilmer? Ist die Entscheidung gefallen?“

„Sie ist gefallen, Fräulein Helene,“ sagte er, und seine Stimme klang jetzt ganz ernst. „Das gute Recht Ihres Vaters war Keinem zweifelhaft. Aber er war zu vertrauensvoll und zu edel. Mit traurigen Kunstgriffen hatte der Andere den Schein des Rechtes auf seine Seite gebracht, und die Richter waren gehalten, nach dem Buchstaben der vorliegenden Dokumente zu urtheilen.“

Mit großen, erschreckten Augen sah sie ihm in's Gesicht, und ihre zitternde Hand mußte nach einer Stütze suchen.

„So haben wir — also — den Prozeß — verloren?“

„Ja, Fräulein Helene — so ist es! In der letzten Instanz verloren! Es wäre thöricht, Ihnen die volle Wahrheit zu verschweigen.“

„Verloren! Verloren! — So bin ich denn wirklich eine Bettlerin!“

Sie sank in den Sessel nieder und verbarg das Gesicht in den Händen. Die Neuigkeit des Doktors mußte sie mit der Gewalt eines vernichtenden Schlages getroffen haben, und es war ihm wohl anzusehen, daß es ihm nicht leicht geworden war, sie ihr zu überbringen. Sein ehrliches Gesicht war noch um eine Schattirung tiefer geröthet, als gewöhnlich, und wie immer, wenn er sich in großer Erregung befand, zerzauste er seinen kurzen Bart.

„Eine Bettlerin? Was für ein häßliches Wort ist das, Fräulein Helene! Hat sich denn in unserem friedlichen Stillleben irgend etwas geändert durch diesen unglückseligen Prozeß? Oder ist es mit einem Male enger geworden in dem kleinen Hause da drüben?“

In hoffnungsloser Traurigkeit schüttelte sie den Kopf.

„Sie sind mir ein großmüthiger Freund, Doktor Hilmer, ich weiß es. Aber ich kann keine Almosen annehmen, auch nicht von Ihnen.“

„Steht es so?“ fuhr er mit beinahe zornigem Ausdruck heraus. „Gedachten Sie etwa, uns dafür, daß Sie Licht und Wärme in unser stilles Heim gebracht haben, auch noch obendrein zu bezahlen, wie man nach einer gewissen Zeit seine Hotelrechnung bezahlt?“

(Fortsetzung folgt.)

O weh!

(Mit Bild auf Seite 329.)

Auch die Kinderzeit, die schönste Zeit des Menschen, hat ihre Leiden, das führt uns der Holzschnitt auf S. 329 (nach einem Bilde von H. Karow) in lebendiger Weise vor Augen. Die kleine Heldin unseres Bildes hat sich im Sonntagsstaat mit ihrer Puppe auf den Arm auf den Weg gemacht, um ihrer Freundin einen Besuch abzustatten. Fröhlich singend hüpft sie dahin, im Geiste schon mit den Freuden beschäftigt, die ihrer harren. Da — o weh! gerade als sie über den schmutzigen Hof geht, auf dem noch vom gestrigen Platzregen große Wasserpfützen stehen, stolpert sie und fällt in eine solche Pfütze hinein. Dahin ist der Glanz der neuen weißen Schürze, dahin die Schönheit des Besatzes am dem Sonntagskleidchen, und ach! wie sehen erst die Hände aus! Die arme Puppe liegt auch mitten im Schmutz drin, und da ist es denn nur zu erklärlich, wenn das arme Kind in bitterliches Weinen ausbricht. So tief aber auch die Schmerzen der Jugend sind, sie haben das Gute, daß sie sich gewöhnlich leicht lindern lassen, und wenn die Mutter über die Ungeschicklichkeit ihres Lieblings nicht zu sehr in Zorn geräth, sondern unter freundlichem Zuspruch den Schaden wieder gut zu machen sucht, so wird das Unglück schnell vergessen sein.

Schloß Altenburg bei Bamberg.

(Mit Bild auf Seite 332.)

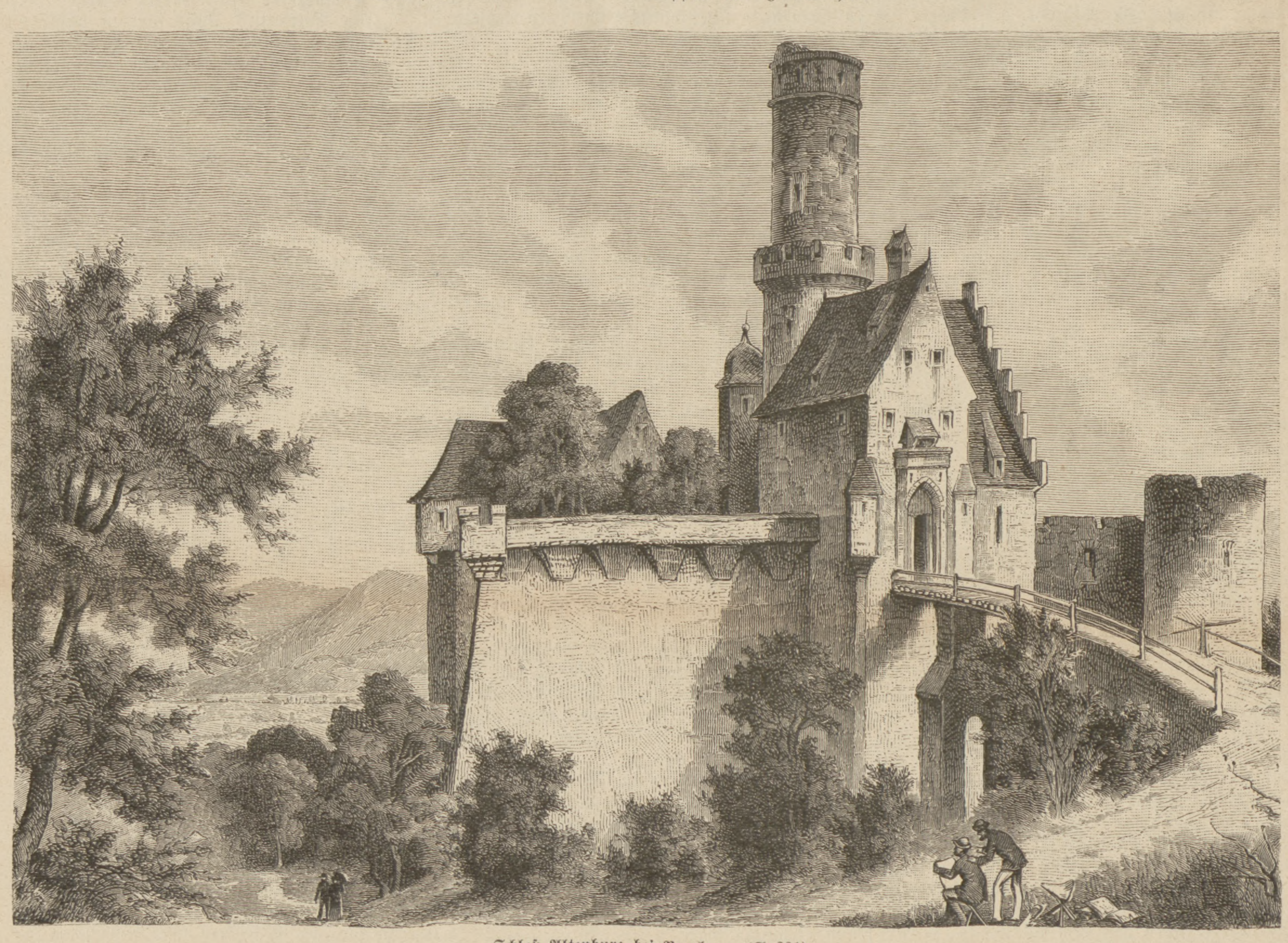
Die ehemalige fürstbischöfliche Veste in der Umgebung von Bamberg, von der wir auf S. 332 eine Abbildung bringen, gewährt mit ihren Basteien und Thürmen noch einen recht mittelalterlichen Anblick. Die Gründung von Schloß Altenburg fällt etwa in das 10. Jahrhundert; seit 1251 bereits war es eine feste Burg der Fürstbischöfe von Bamberg, wurde 1553 durch Markgraf Albrecht von Brandenburg zerstört, aber später zum Theil wieder hergestellt. Man gelangt von Bamberg aus in einer halben Stunde mäßigen Steigens durch Hopfengärten, später durch eine schattige Lindenallee hinauf. Ueber die auf Steinpfeilern ruhende Brücke tritt man zuerst in die 11 Meter lange Halle unter dem Thorhause, neben der zur Rechten eine mit kunstvollen Eisenbeschlägen versehene Thür zu der 1834 restaurirten Burgkapelle führt. Das schöne Kreuzgewölbe der Decke enthält in den Schlußsteinen das Baben-

berger und Rotenhan'sche Wappen. Inmitten des Schloßhofes erhebt sich der runde Wartthurm, zu dessen Plattform 162 Stufen einer im Innern angebrachten Wendeltreppe hinaufführen. Von oben genießt man eine sehr hübsche Aussicht auf Bamberg, das Mainthal mit seinen zahlreichen Ortschaften, Burgen und Schlössern, das Regnitzthal und bis an die Bergzüge der fränkischen Schweiz, des Fichtelgebirges und des Thüringerwaldes, welche rings den Horizont begrenzen.

Ritterschlag in der Deutsch-Ordenskapelle zu Wien.

(Mit Bild auf Seite 333.)

Der deutsche Orden, dessen Mitglieder man auch Deutschherren, Kreuzherren und Marianer nannte, wurde zur Zeit der Kreuzzüge im Jahre 1190 in Paläſtina gegründet. Im dreizehnten Jahrhundert erlangte der Orden nach heftigen Kämpfen die Oberherrschaft in Preußen, die er im 16. Jahrhundert durch die Polen wieder verlor. 1805 erhielt Kaiser Franz II. das Recht, die Hoch- und Deutschmeisterwürde einem Mitgliede seines Hauses zu verleihen, und 1840 gab Kaiser Ferdinand I. dem Orden neue Satzungen, nach welchen derselbe fortan ein geistlich-ritterliches Institut wurde, dessen Oberhaupt der Kaiser, dessen Hoch- und Deutschmeister österreichische geistliche Lehnsherren sind. Die Ordensritter werden als Religiosen angesehen und sind nur dem Hochmeister Rechenschaft schuldig, außerdem hat der Orden Priester und Schwestern, welche sich mit Kindererziehung und Krankenpflege befassen. Die Deutschherren erhalten zwei Krankenhäuser in Troppau und Freudenthal und stellen im Kriege 44 vollständig ausgerüstete Feldsanitätskolonnen. Unser Bild auf S. 333 zeigt uns das feierliche Ceremoniell, unter welchem der gegenwärtige Hochmeister, Erzherzog Wilhelm, in der Deutsch-Ordenskapelle zu Wien drei Novizen zu Rittern schlägt. Während die anwesenden Ordensritter im vollen Ornat erscheinen, tragen die Novizen Ritterrüstung und treten mit dem Schwert in der Rechten und einer brennenden Kerze in der Linken vor den Altar, wo sie vom Hochmeister mit dem blanken Schwerte drei Schläge auf beide Schultern und den Kopf erhalten unter Aussprechen der Formel: „Zu Gottes, St. Mariens und St. Georgs Ehr, vertrage dieses und keines mehr. Besser Ritter als Knecht." Dann legen die neuen Ritter die Rüstungen ab und werden mit dem weißen Ordensmantel bekleidet.



Schloß Altenburg bei Bamberg. (S. 331)

Jugendschuld.

Erzählung von **Georg Köhler**.

1.

(Nachdruck verboten.)

Herr Weigelt, Kassirer des Großkaufmanns Zangert, fand sich heute Nachmittag sehr vorzeitig im Comptoir ein. Er schob seine hagere Gestalt zwischen den Stehpulten hindurch nach dem feuerfesten Kassenschranke, der sich am Ende des langen Saales neben dem Eingange zu Herrn Zangert's Privatkabinet befand. Ein häßliches Lächeln flog über sein Gesicht, als er jetzt das kunstvolle Schloß öffnete und dem Innern desselben ein dickleibiges Kassabuch entnahm. Und noch immer schwebte dieses fatale Lächeln um seine schmalen Lippen, als er sich damit auf seinen gewohnten Platz begeben hatte.

Nach halbstündiger emsiger Arbeit richtete er seine Augen auf die große Comptoiruhr.

„Dreiviertel auf Zwei," murmelte er, „nun werden sie sich bald Alle einfinden. Die Sache kommt mir wirklich recht gelegen. Wie ich Zangert kenne, wird er nicht säumen, seinem bisherigen Liebling den Laufpaß zu geben. Ich bin einen lästigen Aufpasser los und kann auf eine andere Weide gehen, ehe mir hier der Boden zu heiß geworden ist."

Er rieb sich vergnügt die Hände, legte das Kassenbuch in seinen Behälter zurück, und als draußen auf dem Flur Schritte laut wurden, schien er eifrig beschäftigt, einen Haufen Werthpapiere zu ordnen.

Es traten jetzt mehrere junge Leute ein. Der Eine von ihnen begann halblaut seinen Kollegen eine Mittheilung zu machen. Der Kassirer trat hinzu und mischte sich in das Gespräch.

„Ja, meine Herren, ich wollte, Sie hätten Alle in jenem Augenblicke die Gesichter Gärtner's und unseres Alten beobachten können!" meinte er höhnisch. „Unser Herr Disponent — er wird wohl hier bei uns nicht mehr viel zu disponiren haben, und seine Rolle im Vorderhause dürfte gleichfalls ausgespielt sein — wurde so weiß wie eine Kalkwand, und der Chef färbte sich roth wie ein geheizter eiserner Ofen."

„Was hat es denn gegeben?" fragte der zweite Buchhalter, der soeben hinzukam. Er war bei der Gerichtsverhandlung, welche am Vormittage die Gegenwart Zangert's und mehrerer seiner Angestellten nothwendig gemacht hatte, nicht betheiligt gewesen. Es handelte sich dabei um einen Hausdiener, der sich eines beträchtlichen Waarendiebstahls schuldig gemacht hatte.

Der Kassirer lachte. „Was es gegeben hat? Eine Haupt- und Staatsaktion! Unserem künftigen Schwiegersohn hat man die Larve vom Angesicht gerissen. Er mußte bekennen, daß er ein bestrafter Verbrecher sei."

„Wie, ist's möglich?" rief der Buchhalter,



Ritterschlag in der Deutsch-Ordenskapelle zu Wien. (S. 332)

„er, der solideste Mensch, der Inhaber des eisernen Kreuzes?"

„Ja, ja! Ein lauter Ruf des Erstaunens wurde rings gehört, als er bei der Feststellung der Zeugenpersonalien dem Gerichtspräsidenten die Frage, ob er sich zu einer Vorstrafe von sieben Tagen Gefängniß bekenne, die er im Jahre 1861 wegen eines Ladenkassendiebstahles erlitten, bejahen mußte."

„Wer hätte so etwas ahnen können! Der Arme!"

„Wie, Sie bemitleiden ihn wohl noch gar?" fragte Weigelt spöttisch. „Hat er uns nicht Alle in der Gunst des Alten durch sein scheinheiliges Wesen zurückgedrängt?"

Der Buchhalter versetzte mitleidig: „Gärtner war im Jahre der That noch ein blutjunges Bürschchen. Unmöglich war ihm das Verwerfliche seiner Handlungsweise ganz und voll bewußt. Ich werfe keinen Stein auf ihn."

Der Eintritt des Disponenten Paul Gärtner unterbrach das Gespräch. Schweigend begaben sich Alle an ihre Pulte, nur der Buchhalter trat an ihn heran und drückte ihm theilnahmsvoll die Hand.

Gärtner erwiederte diesen Freundschaftsbeweis. Eine leise Röthe färbte ihm flüchtig die blassen Wangen. Seine Lippe zuckte. Dann ging auch er an seinen Arbeitsplatz. Unthätig stützte er das Haupt auf die Rechte und starrte vor sich nieder.

Die Comptoiruhr schlug Zwei, und gleich darauf öffnete der Herr des Handlungshauses die Thüre. Ohne sich aufzuhalten, schritt er durch die Reihe der Doppelpulte dahin und verschwand in seinem Privatcomptoir. Tiefe Stille lagerte über den Geschäftsräumen. Es war dies die unheimliche Ruhe vor einem Gewitter.

Und jetzt ertönte hell und scharf der Klang eines silbernen Glöckchens aus dem Gemach des Chefs. Dienstbeflissen erhob sich der jüngste Lehrling der Handlung. Er kam schnell zurück und meldete halblaut dem Disponenten, daß Herr Zangert ihn zu sprechen wünsche.

Das Gewitter zog herauf. —

Gärtner wurde sonst von Zangert durch die größte Freundlichkeit ausgezeichnet. Heute ruhte kalt und forschend das Auge des Chefs auf seinem Disponenten, dem Bräutigam seiner Tochter.

„Das war ja eine recht angenehme Ueberraschung heute Vormittag!"

Bebend vor Erregung entgegnete der junge Mann: „Es handelt sich um eine Jugendschuld. Längst glaubte ich sie gut gemacht zu haben. Mein Vater hatte mir zwar eine sehr gute Schulbildung angedeihen lassen, mich aber dabei von Kindheit auf ungemein streng gehalten. Niemals bekam ich Geld in die Hand. Ich mußte schon als Schüler manchen unschuldigen Genuß entbehren, welchen meine Altersgenossen sich mit ihrem Taschengelde verschaffen konnten."

„Bitte, keine zu lange Vorrede. Kommen Sie zur Sache."

„Das änderte sich auch nach meiner Einsegnung nicht," fuhr Gärtner fort. „Ich trat in die Lehre. Mein Vater hatte sich den strengsten Prinzipal ausersehen und theilte mir mit, daß ich auch jetzt noch kein Taschengeld erhalten sollte. Schon auf der Schule hatten die meisten meiner Kameraden mich mit meinen leeren Taschen gehänselt. Jetzt wurde ich auch das Stichblatt meiner Mitlehrlinge, die mich als erbärmlichen Kahlmäuser behandelten. Ich war bald auf meine eigene Gesellschaft angewiesen, denn es war mir unangenehm, an den Sonntagsausflügen der Anderen theilzunehmen, da ich allein abschwenken mußte, wenn die Gesellschaft sich zum Schluß in einen Garten vor dem Thore begab, um dort ein Glas Bier zu trinken. Da kam endlich der verhängnißvolle Tag, an welchem das Silbergeld in der offenstehenden Ladenkasse so verlockend in meine Augen blinkte, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, hineinzugreifen. In demselben Augenblick trat der Lehrherr in den Laden. Er beantragte trotz meiner Jugend meine Bestrafung. Auf vieles Bitten meines Vaters nahm mich später ein Freund desselben in die Lehre. Bald wurden Alle, die mit mir zu thun hatten, inne, daß ich jeglichen Vertrauens würdig sei. Auch das Ihrige habe ich noch nie getäuscht, Herr Zangert."

„Das haben Sie doch gethan, da Sie mich bisher über diesen dunklen Punkt in Ihrem Vorleben in Unkenntniß ließen. Ich will zugeben, daß in manchem anderen Stande ein Vergehen gegen das Eigenthum sühnbar sei. Aber gerade der Kaufmann ist verpflichtet, auf die Reinheit seines Ehrenschildes zu halten. Leichter als Andere zieht er sich den Verdacht der Unredlichkeit zu. Sie hätten sich mir mindestens offenbaren müssen, ehe Sie sich in meine Familie eindrängten. Ich hätte Ihnen vielleicht das Vergangene nachgesehen, Ihnen auch wohl das Mittel an die Hand gegeben, dieser furchtbaren Beschämung aus dem Wege zu gehen. Sie konnten das unliebsame Verhör, das unser Gesetz vorschreibt, vermeiden, wenn Sie vorher mit dem Präsidenten Rücksprache nahmen. Alsdann hätten Sie nur die nebenhergehende Frage zu bejahen gehabt, ob Sie Ihre Vorbestrafungen anerkennen. Jetzt würde es zu nichts führen, noch weiter über die Sache zu reden. In meinem Geschäft — und selbstverständlich auch in meiner Familie — sind Sie unmöglich geworden."

„Herr Zangert!" rief der junge Mann mit flehendem Tone.

„Bitte, keine Scene! Sie wissen, wie gern ich Sie gehabt habe," setzte der Chef in milderem Tone hinzu, „und werden mir glauben, daß meine jetzige Handlungsweise mir nicht leicht wird. Sie treten sofort aus meinem Geschäft aus. Hier ist die Anweisung auf Ihr Gehalt für dieses Halbjahr, das Ihnen kontraktlich zukommt. Und damit leben Sie wohl."

Er wandte Gärtner den Rücken und trat an einen Bücherschrank.

Paul starrte wie geistesabwesend auf das Papier in seiner Hand. Dann verließ er langsam das Gemach. Erst in dem großen Comptoir schien er wieder zu vollem Bewußtsein zu gelangen. Er schreckte vor dem Blick satanischen Triumphes zurück, der ihm aus des Kassirers Augen entgegenblitzte. Mit gesenkten Lidern trat er an sein Pult, verschloß dasselbe und übergab dann den Schlüssel, sowie die von Zangert erhaltene Anweisung dem zweiten Buchhalter, der ihm stets ein aufrichtiger Freund gewesen war. Er bat ihn, den Schlüssel dem Chef einzuhändigen, das Geld aber für ihn in Empfang zu nehmen, da er, für den Augenblick wenigstens, nicht eine Minute mehr in den Geschäftsräumen zu verweilen im Stande sei.

Wilde Gedanken wirbelten durch Paul Gärtner's Hirn, als er nun den langgestreckten Hof durchschritt, welcher das Hintergebäude, in dem die Geschäftsräume belegen waren, mit dem Vorderhause, der herrschaftlich eingerichteten Wohnung des Großkaufmannes verband.

Theo! — Was mochte Theo, seine geliebte Braut, dazu sagen? Sollte er noch gehen, Abschied von ihr zu nehmen? Wer konnte wissen, ob sie ihn nicht abweisen ließ? Sollte er noch mehr des Leides an diesem Unglückstage auf seine Schultern nehmen?

Von diesem Gedanken erfüllt wollte Paul mit beschleunigten Schritten den Flur des Vorderhauses durchmessen; da rief ihm von der halbgeöffneten Zimmerthüre her eine wohlbekannte, süße Stimme an: „Paul!"

Er wandte sich und schaute in das thränenüberströmte liebliche Gesicht seiner Braut, eine weiche Hand streckte sich ihm entgegen und zog ihn durch das Halbdunkel des Ganges mit sich fort. Theo öffnete die Thüre ihres Zimmers und legte schluchzend die Arme um seinen Nacken.

„Paul, mein armer Paul!"

Die Heftigkeit ihrer Empfindungen ließ die beiden jungen Leute lange Zeit nicht zu Worte kommen. Endlich machte Paul sich sanft von der Geliebten los. „Und Du wendest Dich nicht auch von mir ab, wie die Andern?"

„Wie könnte ich das? Habe ich Dich denn nicht lieb?"

„Einen bestraften Verbrecher?"

Das junge Mädchen legte ihm die Hände auf den Mund. „Pfui, Paul, wie kannst Du meinen Liebsten so beschimpfen! Wenn Du auch vor vielen Jahren einmal einen dummen Streich begangen hast, so bist Du doch ein braver, ehrlicher Mensch!"

Sie brach von Neuem in Thränen aus.

„Paul, mein einziger Paul, ich kann nicht ohne Dich leben! Nimm mich mit Dir. Ich will Dir folgen, wohin Du auch gehen magst, in Noth und Elend, in das fernste Land!"

Schweigend schüttelte er den Kopf und strich ihr mit wehmüthigem Lächeln kosend über das seidene Gelock ihres Haares.

„Sage mir wenigstens, wohin Du gehst!" bat sie.

„Im Augenblicke weiß ich es selbst noch nicht. Ich will auch nicht, daß Du es erfährst. Die Versuchung könnte über Dich kommen, Deinem Vater ungehorsam zu werden. Ehe er seine Ansichten über mich geändert haben wird, darf keine Gemeinschaft zwischen uns sein. Du sollst aber nach längerer Zeit meinen Aufenthaltsort wissen."

2.

Paul Gärtner hatte sich sogleich in das Bureau eines Auswanderungsagenten begeben und sich einen Passagierschein für die Ueberfahrt nach New-York gelöst. Dann reiste er nach Stettin, wo in den nächsten Tagen der Oceandampfer abgehen sollte.

Da erwies sich in letzter Stunde eine umfangreiche Reparatur an demselben als nothwendig. Die Abfahrt mußte verschoben werden.

Paul vertrieb sich die Zeit, so gut es ging. Stundenlang schlenderte er am Bollwerke dahin und beobachtete das Landen, die Abfahrt der zahlreichen Schiffe, das Ein- und Ausladen der gewaltigen Waarenberge.

Einen Theil des Nachmittags pflegte er in einer beliebten Konditorei zu verbringen. Dort las er bei einer Tasse Kaffee die Zeitungen.

So blätterte er eines Tages ohne besondere Absicht in dem reichhaltigen Anzeigentheile eines illustrirten Blattes. Plötzlich zeigte sein Gesicht den Ausdruck lebhaftester Ueberraschung. Sein Auge erblickte das wohlgetroffene Bildniß des Kassirers Weigelt und darunter einen Steckbrief. Der Elende war unter Mitnahme der beträchtlichen Summe von fünfundsiebzigtausend Mark flüchtig geworden.

Paul ward durch diese Kunde auf das Heftigste erregt. So hatte er Weigelt doch richtig beurtheilt! Ihm sowohl, wie dem zweiten Buchhalter hatte das Wesen dieses Menschen niemals gefallen. Gerade seine überfließende Freundlichkeit wirkte abstoßend.

Weder der Buchhalter noch Gärtner hatten sich veranlaßt gefühlt, ihrer Abneigung dem Chef gegenüber Worte zu verleihen. Als zukünftiger Schwiegersohn erlaubte sich Paul wohl einmal eine leise Andeutung, welche aber durch ein überlegenes Lächeln des Handlungsherrn zurückgewiesen ward. Wie mochte der Letztere jetzt jenes Lächeln bereuen! —

Die frühe Abenddämmerung des September-

tages hatte sich über Stettin herabgesenkt, als Paul Gärtner in seinen Gasthof zurückkehrte. Der Oberkellner stand gerade im Flur, als Paul eintrat, und überreichte ihm diensteifrig seinen Zimmerschlüssel.

„Sie haben Nachbarschaft bekommen!" bemerkte er dabei. Auf ein gleichgiltiges „So?" Gärtner's fügte er, durch die halboffene Thüre des Speisezimmers zeigend, hinzu: „Dort sitzt Ihr Nachbar. Sie werden ihn übrigens morgen früh wieder los. Er befindet sich auf einer Vergnügungsfahrt nach Rügen. Etwas spät im Jahre, nicht wahr? — Hat nur eine ziemlich magere Reisetasche bei sich."

„Na, wenn er nur einen fetten Geldbeutel hat," unterbrach Paul lächelnd die halblaut geflüsterten Vertraulichkeiten des schönfrisirten Frackträgers und wollte seinen Weg nach der Treppe fortsetzen. Da wandte der Fremde, der ihnen bisher den Rücken gekehrt, sich langsam um.

Paul schrak leicht zusammen, faßte sich jedoch gewaltsam und bemerkte in gleichgiltigem Tone zu dem Oberkellner: „Da fällt mir ein, daß ich heute Abend zu Gaste geladen bin. Ich werde wohl erst ziemlich spät zurückkehren."

Er hatte in dem neuen Nachbar sofort den Kassirer Weigelt erkannt. Ein falscher Backenbart mochte diesen wohl Anderen gegenüber vor Erkennung bewahren. Paul aber blieb keinen Augenblick im Zweifel über seine Person.

Sein erster Gedanke war, er dürfe den Flüchtling nicht aus den Augen lassen, und so verbarg er sich in einem dunklen Theile des menschenleeren Hausflurs, um Weigelt's weitere Schritte zu beobachten.

Da hörte er diesen beim Heraustreten aus dem Speisesaale zu dem Oberkellner sagen: „Wenn Jemand nach mir fragen sollte, so führen Sie ihn auf mein Zimmer. Wir sind doch ungestört dort?"

„Ganz ungestört. Numero 14 ist leer, und der Herr von Numero 16 ist soeben ausgegangen."

Man hörte die Treppenstufen knarren.

Nach einigem Harren überzeugte sich Paul, daß auch der Oberkellner den Flur verlassen hatte. Leise schlich er nunmehr über die weichen Decken der Treppen und Gänge. Geräuschlos öffnete er die Thüre von Numero 16.

Die Zimmer des Gasthofes waren durch Innenthüren miteinander verbunden. Die Thüre zwischen Numero 15 und 16 war nach Paul's Seite zu frei, von der anderen Seite schien aber ein Schrank vorgesetzt zu sein, da die Schritte des drinnen unruhig auf und nieder Wandelnden nur gedämpft herüberschallten.

Doch brach durch die obere Thürritze ein Lichtschein; der vorgesetzte Gegenstand war also wohl nicht sehr hoch. Paul setzte daher vorsichtig einen Stuhl zurecht, um lauschen zu können.

Nach langem Warten erklang endlich die Stimme des Oberkellners die Treppe herauf, dem eine heisere Seemannskehle antwortete. Der erwartete Besuch für Numero 15 war angekommen.

„Traf Euch nicht am Bollwerk zur bestimmten Stunde," begann der Fremde drinnen das Gespräch.

„Ich mochte mich nicht lange dort aufhalten, Kapitän; es waren mir zu viele Schutzleute da."

„Was, vor den Blauröcken fürchtet Ihr Euch? Da kann man doch gleich sehen, daß Ihr noch grün seid. Die in Civil, mit der Marke, sind viel gefährlicher."

„Doch nun zur Sache. Wie steht's mit der Abfahrt?"

„Bin deshalb zu Euch hergesteuert. Morgen früh um elf Uhr wird die ‚Sirene' nach Swinemünde geschleppt."

„Das ist eine gute Nachricht. Ich komme also um vier Uhr Morgens zu Euch. Auf Wiedersehen!" —

Als die Tritte des Seemanns draußen verhallt waren, verließ Gärtner mit derselben Vorsicht das Gemach, mit welcher er es betreten hatte.

Eilenden Fußes begab er sich nach dem Polizeibureau. Man zog von dort aus schnell Erkundigungen ein, und es stellte sich heraus, daß wirklich ein Segelschiff „Sirene" im Hafen lag, auch stimmte die festgesetzte Abfahrtszeit. Paul wurde mit dem Ersuchen entlassen, sich am nächsten Morgen wieder einzufinden.

Nun ging er noch auf das Telegraphenamt und depeschirte an Zangert: „Weigelt hier. Morgen früh erfolgt Festnahme. — Gärtner."

3.

Lustig flatterten die Wimpel, knitterte und knatterte die Flagge der schmucken Brigg „Sirene" im kühlen Herbstwinde. Soeben legte sich ein Bugsirdampfer vor, um das Schiff durch das Haff nach Swinemünde zu schleppen.

Schon wollte ein Hafenarbeiter auf das Kommando des Kapitäns: „Los die Trosse!" dem Fahrzeug freien Lauf geben, als ein Mann in Civilkleidung ihn daran hinderte. Verdutzt starrte ihm der Arbeiter in's Gesicht und wollte eben grob werden, da gab sich ihm der Fremde als Kriminalkommissär zu erkennen.

In demselbem Augenblicke legte ein Boot an der Steuerbordseite der „Sirene" an. Mehrere Polizeibeamte, in deren Begleitung sich Paul Gärtner befand, erstiegen das Verdeck.

„Donnerkeil, was soll das heißen?" schrie erbost der Kapitän, ein breitschulteriger Mensch mit rothem, gemeinem Gesicht. Er erschrak heftig, als der Polizeiwachtmeister ihm eröffnete, daß er Befehl habe, sein Schiff nach einem Fluchtverdächtigen zu durchsuchen, faßte sich aber schnell, schob sein Primchen aus einer Backe in die andere und sagte ruhig: „Meinetwegen, bei mir an Bord ist Alles in schönster Ordnung!"

Die Beamten vertheilten sich hierauf in die Schiffsräume der „Sirene". Aber alles Suchen und Forschen war vergeblich.

Paul wurde unruhig. Sollte Weigelt in letzter Stunde doch noch seinen Fluchtplan geändert haben?

Der Kriminalbeamte gab indessen die Nachforschung noch nicht auf. Er stieg nochmals in die Kajüte hinab und unterwarf diese einer abermaligen genauen Untersuchung. Sorgfältig prüfte er das hölzerne Getäfel, welches die Rückwand der Kajüte bildete, hob den Spiegel ab, ließ den Divan entfernen und wandte sich hierauf nochmals an den Führer des Schiffes: „Befindet sich hinter dieser Wand noch ein Raum?"

„Kann's nicht sagen," antwortete der Befragte mürrisch, „mag wohl noch ein Fuß Luft dahinter sein, ist aber niemals benutzt worden. Im Register steht nichts davon."

Der Polizeimann zog eine Maßrolle aus der Tasche und bestimmte damit genau die Tiefe der Kajüte. Hierauf klomm er die steile Treppe empor, die an Deck führte, und nahm auch oben eine Vermessung vor.

Der Kapitän war unten geblieben. Der Kommissär kehrte bald zurück. Er faßte den Seemann scharf in's Auge und sagte mit Bestimmtheit: „Es muß hinter der Wand noch ein Raum von nahezu zwei Meter Tiefe vorhanden sein."

„Sehen's ja, ist keiner da!" lautete die trotzige Erwiederung.

„Nun, so müssen wir Gewalt gebrauchen. — Holt eine Axt!"

Während jedoch einer der Schutzleute der Weisung seines Vorgesetzten Folge leistete, bestieg dieser einen Stuhl und rüttelte an dem Spiegelnagel. Als er kräftig an demselben zog und sodann eine Schraubenmutter löste, da behielt er den Nagel in der Hand, und gleichzeitig klappte ein Theil des Getäfels zurück.

„Verwünschte Spürnase!" brüllte der Kapitän in ohnmächtiger Wuth. Er wollte sich auf den Beamten stürzen, wurde aber von zwei Schutzleuten festgehalten, während die übrigen den flüchtigen Kassirer aus seinem Versteck hervorzerrten.

Da er Alles verloren sah, ließ sich der Kapitän zu einem Geständniß herbei. In einer übelberüchtigten Kneipe Stettins hatte Weigelt seine Bekanntschaft gemacht. Die gute Belohnung, welche der Flüchtige ihm bot, beruhigte bald sein weites Gewissen. Der Raum hinter der Kajüte war von dem Kapitän schon häufig zum Unterbringen von Schmuggelgut benutzt worden.

Als man mit den Verhafteten das Verdeck betrat, bot sich am Bollwerk der Anblick einer zahlreichen Menschenmasse. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde verbreitet, an Bord der „Sirene" sei die Polizei, und man harrte gespannt auf den Ausgang.

Unter den wenigen Personen, die ihrer Kleidung nach den höheren Ständen angehörten, that sich besonders ein älterer Herr, der eine junge Dame am Arme führte, durch sein aufgeregtes Wesen hervor.

Paul Gärtner erblickte die Beiden, und das Roth freudiger Ueberraschung flog über sein Gesicht; auch Theo — denn sie war es, die da mit ihrem Vater am Ufer stand — erglühte wie eine Rose, während Zangert eifrig mit dem Kopfe nickte und heftig sein buntseidenes Taschentuch schwenkte.

Der Andrang am Bollwerk war in dem Augenblicke, als der kleine Zug das Land betrat, so groß, daß er in's Stocken gerieth. Da die neugierige Menge nicht eher Willens schien, Platz zu machen, so berichteten die Polizisten in kurzen Worten den Umstehenden, was sich auf dem Schiffe begeben hatte.

Der alte Herr aber ergriff Paul Gärtner's Hand, schüttelte sie kräftig und sagte: „Meinen besten Dank, lieber Gärtner, für den großen Dienst, den Sie mir erwiesen haben!"

Und Theo?

Tief senkte sie den strahlenden Blick ihrer großen Augen in die des Geliebten und flüsterte mit leiser, wonnebebender Stimme: „Paul, mein geliebter Paul!"

„Und Sie haben mir nun doch meine Jugendschuld verziehen?" fragte Paul seinen früheren Chef.

„Darnach fragen Sie noch? Hätte ich sonst wohl Theo mitgebracht? Und was reden Sie da überhaupt von vergeben? Wissen Sie, was ich war? Ein alter Narr, ein Prinzipienreiter. Sie kommen wieder zu uns!"

Herzhaft schlug Paul in die dargebotene Rechte des alten Herrn ein.

Und dann — dann sah er sich gar nicht weiter um, ob da noch Menschen waren: er nahm seine Theo beim Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Kommandant von St. Roche. — Unter der Regierung des durch seine Grausamkeit berüchtigten französischen Königs Ludwig XI. (1461 bis 1483), fühlte der Kommandant von St. Roche, ein Mann von exemplarischer Frömmigkeit, den Drang, die heiligen Orte in Palästina zu besuchen. Er erhielt die Erlaubniß des Königs, reiste ab und erreichte den Ort seiner Bestimmung, hatte aber auf seiner Rückreise das Unglück, in die Gefangenschaft

[d]er Araber zu gerathen, die ihn zwölf Jahre lang [g]efthielten.

Als der Kommandant so lange ausblieb, hielt [m]an ihn für todt, und der König übergab einem [a]ndern Offizier die sehr einträgliche Stelle. Endlich [k]ehrte jedoch der vorige Kommandant zurück und [m]ußte nun zu seinem Schrecken seine Stelle ander[w]eit besetzt finden. Er eilte deshalb an den Hof, [u]nd Ludwig schien auch, als er die Klage des alten Offiziers vernahm, gerührt, und versprach ihm die Zurückgabe seines Postens oder eine anderweitige Entschädigung; da es aber Ludwig nicht sehr eilig [h]atte, sein Versprechen zu erfüllen, so sah sich der Kommandant genöthigt, ihn noch ferner mit seinen Bitten zu behelligen. Dies ward dem König lästig, und [e]r ließ eines Abends Tristan, seinen Großprofoß, [d]er sich immer in seiner Umgebung aufhalten mußte, [k]ommen und gebot diesem, er solle ihm den Kom[m]andanten von St. Roche vom Halse schaffen.

Tristan, ähnlicher Aufträge längst gewöhnt, war [s]chnell bereit, seinen Diensteifer durch buchstäbliche [A]usführung des erhaltenen Befehls zu zeigen. Er eilte in Begleitung einiger Knechte nach St. Roche, wo er den gegenwärtigen Kommandanten in Gesellschaft mehrerer Bekannten bei Tische fand, und kündigte ihm sofort das Todesurtheil an. Man glaubte anfangs, er scherze, aber bald zeigte der Schreckliche fürchterlichen Ernst, und der unglückliche Mann sah sich genöthigt, seine letzte Beichte abzulegen. Tristan ließ ihn in einen Sack stecken und ohne Weiteres in die Loire werfen.

Am folgenden Morgen, als er sich beim Lever des Königs einfand, fragte ihn Ludwig, ob sein Befehl vollzogen sei, und Tristan meldete, daß er dies pünktlich besorgt habe.

Allein schon einige Stunden später, als der König in den Gärten von Plessis lustwandelte, sah er den alten Kommandanten von St. Roche wieder auf sich zukommen, seine Bitten um Wiedereinsetzung in sein Amt zu erneuern. „Du Schuft!" rief Ludwig, sich an Tristan wendend, „Du hast mich belogen!"

Der erschrockene Tristan warf sich zu den Füßen des Königs nieder und betheuerte wiederholt, den Willen Seiner Majestät vollzogen zu haben.

„Aber dort steht er ja frisch und lebendig," sagte Ludwig, auf den alten Kommandanten deutend.

„Ach!" rief Tristan, „dann trägt Eure Majestät selbst die Schuld an dem Versehen. Sie befahlen mir, Ihnen den Kommandanten von St. Roche vom Halse zu schaffen; ich begab mich daher nach St. Roche und habe den dortigen Kommandanten ersäufen lassen. Aber mein Irrthum ist leicht wieder gut zu machen, und wenn Eure Majestät befehlen, kann ich Ihnen auch den Alten dort —"

„Nein, es ist schon gut so," antwortete Ludwig und rief dem alten Kommandanten zu: „Ihr habt Glück, mein Bester, Ihr seid jetzt wieder Kommandant von St. Roche. Die Stelle ist frei geworden." [C. T.]

Der Schnellrechner. — Ein Scherz, der sehr überraschend wirkt, ist der folgende: Man schneidet sich eine Anzahl Blättchen Papier in der Größe einer Visitenkarte, und vertheilt deren einige unter die anwesende Gesellschaft mit der Bitte, auf jedes sechs 6stellige Zahlen untereinander zu schreiben. Nachdem man die Blätter eingesammelt hat, gibt man eines zurück und ersucht, die daraufstehenden Zahlen zu summiren. Ist die Summe gefunden, [s]o läßt man sie laut vorlesen, dann bittet man an [e]inem näher bezeichneten Orte Nachsuchung zu halten, [d]ort werde sich in geschlossenem Couvert dasselbe [r]ichtige Facit vorfinden. Kommt Jemand dem Er[s]uchen nach, so wird man die Behauptung bestätigt [f]inden, ohne sich erklären zu können, wie das richtige Facit dorthin gelangte. —

Erklärung: Der Künstler hat sich für das Stück dadurch vorbereitet, daß er selbst auf einen Zettel, den er zwischen die leeren steckte und dann zurückgab, sechs 6stellige Zahlen schrieb, und die auf einen anderen Zettel geschriebene Summe derselben [i]n das betreffende Couvert schloß. Letzteres legte er bereits vor der Vorstellung an den Ort, wo es nachher gefunden werden soll. Die Gesellschaft, welche davon nichts weiß, meint natürlich, der Künstler gebe einen von den Zetteln zum Rechnen, welche ihm soeben [e]rst eingehändigt wurden, während er in Wahrheit [e]ben nur den selbst geschriebenen hinreichte. —

Für den Fall, daß eine Wiederholung des Stückchens verlangt werden sollte, empfiehlt es sich, noch ein zweites Couvert versteckt und einen entsprechenden Zettel bereit zu halten. [H. P.]

Verdiente Züchtigung. — Als einst ein Höfling dem Kaiser Sigismund gegenüber die Schmeichelei gar zu weit trieb, gab ihm dieser eine derbe Ohrfeige. „Warum schlägst Du mich?" rief der Bestrafte. „Warum behandelst Du mich wie einen Narren?" entgegnete der Kaiser ernst. [G. W—r.]

Humoristisches.



Falsch aufgefaßt.

Frau: Aber Karoline, sind Sie denn toll? Sie wischen ja die Teller mit Ihrem Schnupftuche ab!

Köchin: Ach, das schadet ja nichts, Madame, es ist ja doch schon schmutzig.



Verschiedene Ursachen — gleiche Wirkung.

Die Frau: Kommst Du schon wieder so spät aus dem Wirthshause! Kein Auge habe ich während der ganzen Zeit zuthun können!

Der Mann: Denkst Du denn ich?!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Billigkeit ist mehr als aller Gesetze Lehr'.

Zahlen-Räthsel.

1 2 3 4 5 6 7
Ißt der Hans gar gerne,
Aepfel sind es nicht, nicht Nüsse,
Auch nicht Mandelkerne.

Läßt an den genannten Zeichen
Fehlen man die 7,
Dann verrath' ich, daß die andern
Und Freund Hans sich lieben.

Wenn auf's Neu' 1 2 3 6 7
Seine Beete schmücken,
Wird er 1 — 6 als Frauchen
An sein Herze drücken. [Emil Noot.]

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung von Nr. 41:

des Buchstaben-Versetzungs-Räthsels: Noth bricht Eisen; 1) Naturlehre, 2) Osterfest, 3) Telegraph, 4) Heilbronn, 5) Balsamine, 6) Rheinbund, 7) Isabella, 8) Christine, 9) Heidelberg, 10) Temesvar, 11) Eisenhut, 12) Industrie, 13) Seeschlange, 14) Eisenbahn, 15) Niederlande.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Acti n.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.